

ELISABETH FILHOL

DER REAKTOR

ROMAN

Aus dem Französischen
von Cornelia Wend

EDITION NAUTILUS

1

Drei Beschäftigte sind in den letzten sechs Monaten gestorben, drei Stammkräfte, die alle in einer leitenden Position tätig oder mit Kontrollaufgaben betraut waren, deren Taten man also ernst nehmen musste, und von denen, obwohl sie sich doch kaum kannten, von nun an wie von drei Waffenbrüdern gesprochen wurde, oder auch drei Opfern des Kraftwerks, die an derselben Front gefallen waren. Eine ruhige Front. Seit Beginn der sechziger Jahre, als der erste Reaktor ans Netz ging, wurde das Kraftwerk um immer neue Blöcke erweitert, wie die extensive Landwirtschaft verlebte es sich immer mehr Fläche ein, bis es auf sieben Blöcke angewachsen war, die drei ältesten, mit Graphitgas-technik betriebenen, werden nach und nach demon- tiert, hier und da kommt der nackte Boden wieder zum Vorschein, und wird nun als Zwischenlager genutzt. Ein Elektrozaun umschließt das Gelände. Jenseits da- von herrscht Stille. Das fällt einem als erstes auf. Ab- gesehen vom Verkehrslärm und dem andauernden Geräusch der Luftkühlung nimmt man trotzdem eine Stille war, die über dem ganzen Gelände liegt, wenn man es umrundet.

Ich trete hinaus, da liegt es vor mir. Und von de- nen, die dort raus kommen, die von der Frühschicht,

überquert eine Handvoll Männer die Landstraße und geht in Richtung Bar. Dem Ersten halte ich die Tür auf. Ich sollte eigentlich jetzt bei ihnen sein, bei denen, die nach Feierabend etwas trinken gehen, um auf diese Weise eine zusätzliche Schleuse zu haben, so als müssten sie das System der Luftschleusen und Sicherheitskontrollen, das im Inneren herrscht, zwanghaft fortführen, weil man, bevor man heimkehrt, das Bedürfnis nach einer Pufferzone verspürt, außerhalb des umzäunten Areals und dennoch innerhalb seiner Einflussphäre, zwischen Kollegen, die darüber reden, und es ist dabei immer in Blickweite, und gleichzeitig befindet man sich unter den anderen, die nie darüber reden, Lastwagenfahrer, Lieferanten, Arbeiter der Autobahngesellschaft, Handwerker, von denen manche es gar nicht mehr sehen, außer wenn es auf der ersten Seite einer Regionalzeitung auftaucht. Vorgestern war es Thema in den 20-Uhr-Nachrichten, wir versammelten uns, alle warteten. Auf die, die interviewt worden waren und die man kennt, zwanzig Uhr sieben. Von dem ganzen Interview blieben im Schneiderraum nur drei Sätze übrig, das ist ziemlich mager, aber man sieht das Kraftwerk, und es dort auf dem Bildschirm vor sich zu haben wie ein ganz normaler Fernsehzuschauer, für den das alles nicht real ist, und es zugleich wiederzuerkennen, manchmal sogar sich oder einen Kollegen, versöhnt einen zeitweilig mit ihm, und dabei bricht es einem das Herz, weil man merkt, wie weit es schon mit einem gekommen ist.

Vor dem Zaun, wenn es mal hart auf hart kommt, hat man die Solidarität der Gewerkschaften, die jeden, der das Gelände betritt, darauf überprüfen, ob er schon ein Flugblatt hat, jeden der zweitausend Beschäftigten, von denen jedoch nur die Hälfte bei der EDF* angestellt ist. Die anderen, so wie ich, sind nur drei bis fünf Wochen da, so lange, wie der Block abgeschaltet ist, der Reaktor gewartet und mit neuem Kernbrennstoff bestückt wird, von März bis Oktober folgt ein Einsatz auf den anderen, in ganz Frankreich, und die Männer ziehen von einem Ort zum nächsten, alle beschäftigt bei Zeitarbeitsfirmen. Alle halten zusammen, da man unter diesen Umständen gar keine andere Wahl hat. Und die Anwohner? Die, die nicht in der Anlage arbeiten, sich aber aus gutem Grund von dem, was dort passiert, betroffen fühlen? Was man in den Zeitungen liest und was die Leute darüber denken, ist, dass es drei Todesfälle durch Selbstmord innerhalb weniger Monate gab, drei Techniker, die im Kraftwerk beschäftigt waren, was auch immer die Leitung über die Belastungen des Lebens sagt, und dass man diese Belastungen nun wirklich nicht dem Kraftwerk aufbürden könne, da es keine Beweise dafür gebe, ob nicht der eine oder andere, Ehemann und Familienvater, Probleme in seinem Privatleben gehabt habe, so wirft das zumindest Fragen auf, und damit ist schon der Zweifel gesät, und von diesem Zweifel bleibt immer etwas hängen, was die Leute über dieses Gesetz der Serie denken ist, dass

* EDF, Électricité de France, staatlicher Energieversorger

es sich dabei kaum um Zufall handeln kann, sondern dass es einfach zu viele Missstände gibt, permanent überforderte Männer und vergeblich betätigte Alarmknöpfe.

Ich komme aus der Bar, es liegt vor mir, auf der anderen Seite der Landstraße, Nordeingang, Südeingang. Das Kraftwerk, die Felder, das Gewerbegebiet. Die Leute aus der Branche sagen, das CNPE. Gefolgt von Ortsnamen, Fessenheim, Flamanville, Tricastin, wenn man nur die Anlagen nennt, die noch in Betrieb sind, neunzehn Namen, und für jeden der achtundfünfzig Reaktoren den Namen des Ortes gefolgt von der Nummer des Blocks, Nogent 1, Chinon 4. CNPE für Centre nucléaire de production d'électricité, Kernkraftwerk. Der Betreiber, die Subunternehmer und die Sicherheitsdienste, insgesamt fünfunddreißig- bis vierzigtausend Menschen, verteilt über das ganze Land, alle teilen ein Risiko und eine Art zu denken. Hinter dem Kraftwerk der Fluss. Die Brücke über den Fluss, von hier aus sieht man nur die Brücke. Die Autobahnausfahrt ist fünf Kilometer entfernt.

Bei Schichtwechsel gibt es einen stetig anwachsenden Strom von Autos und von Menschen, die sich zu Fuß zur Bushaltestelle aufmachen oder etwas trinken gehen, bevor sie sich trennen. Ich halte ihnen die Tür auf, und sie kommen rein, man begrüßt sich. Sie wissen auf Anhieb, was los ist. In meinem entrückten Blick und meiner offensichtlich fehlenden Dynamik und vielleicht auch durch die Art, wie ich es, wenn auch unbeabsichtigt, vermeide, ihnen ins Gesicht zu

sehen, können sie das Entscheidende erkennen, nämlich dass ich die Dosis abbekommen habe und freigesetzt wurde.

Ich laufe gegen den Strom am Zaun entlang bis zum Wachposten. Zugang nur für befugte Personen. Die Information erscheint auf dem Bildschirm. Der Wachmann ist durch nichts zu erschüttern, egal ob es einen Revisionsstillstand gibt oder nicht, man merkt, er hat sich in einem Ablauf eingerichtet, der über das Jahr hin immer gleich ist, wir vor ihm, er hinter der Scheibe. Leute kommen und gehen, hunderte Gesichter am Tag. Die einen Nomaden, die anderen sesshaft, und er sitzt da wie festgeschraubt, tut immer genau das Gleiche und redet dabei nicht mehr als nötig, und wie soll man auch nicht eine Unmenge von Handgriffen ausführen, wenn man da sitzt? Er nimmt meine Karte, erfasst meinen Namen. Er vergleicht uns, mich und mich selbst anhand meiner biometrischen Daten, hinter mir unterhalten sich welche, als er den Blick hebt, geht der über unsere Köpfe hinweg in die Ferne, keine Ahnung, warum er das braucht, er sitzt schon erhöht und ist dann noch von oben herab, dabei hat er doch sowieso die Zügel in der Hand, er entscheidet durch die Art und Weise, wie er einen Handgriff auf den nächsten folgen lässt, ob sich für uns, die wir an ihm vorbeifilieren, die Wartezeit verkürzt; unter denen, die er kennt oder wiedererkennt, fühlen sich manche sicher genug, auch mal ein Wort zu sagen, er verfügt über ein ganzes Arsenal von Antworten, sie spiegeln den unterschiedlichen Status der Arbeiter wieder, die

dort draußen stehen, das geht vom kurzen Blick, begleitet von einem angedeuteten Lächeln, über ein komplizenhaftes Lächeln und ein Kopfnicken oder einer zum Gruß erhobenen Hand bis hin zur deutlich vernehmbaren Stimme; aber für ein Lachen, ein richtiges offenes, wuchtiges Lachen, muss schon jemand einen guten Scherz machen, der in der Arbeitshierarchie des Kraftwerks weit oben steht, ich meine jetzt nicht die offizielle Hierarchie, sondern die andere, die unter uns gilt, und von der man schnell eine Vorstellung bekommt, und er, der Wachmann, der deinen Kopf kennt, der weiß, wie lange du schon von einem Kraftwerk zum nächsten wanderst, der deinen Lebenslauf vor sich auf dem Bildschirm hat, er weiß mehr über dich als jeder andere und verfügt über die Mittel, dich zu adeln, einfach durch die Art und Weise, wie er dich vor deinen Kollegen begrüßt.

Magnetkarte und persönlicher Zugangscode. Zwei Ziffern, begrenzter Zutritt. Vier Ziffern, Zutritt zum Überwachungsbereich. Ein anderer als ich erschien heute früh vor dem Wachposten, passierte die Kontrollen, die Umkleide und ging zu meinen Kollegen, um die Arbeit zu beenden. Im Moment ruht er sich aus und versucht, nicht daran zu denken oder zu denken, dass das nur den anderen passiert, eine Regel, die für alle gilt, das permanente Risiko, statistisch, verstrahlt zu werden, und für ihn selbst ist es nur die Ausnahme, die die Regel bestätigt, oder die feste Überzeugung, dass es nicht passieren wird. Er ist jung, stelle ich mir vor, in guter physischer Verfassung, und sein Körper

gehört ihm. So lange er nicht die gegenteilige Erfahrung gemacht hat, denkt er nicht weiter nach. Die Ablösung. Wie in der ersten Reihe am Schützengraben, wer fällt, wird sofort ersetzt. Ein geregelter Ablauf, was dann zu tun ist, wurde schon oft wiederholt, das geht automatisch. Es gibt eine Abkürzung dafür. DSEA, direkte Strahlenexposition am Arbeitsplatz. Es gibt eine gesetzliche Höchstgrenze für die jährliche Strahlenbelastung, die für alle gleich ist, nur dass manche mehr Glück haben als andere, und die schöpfen bis zum Jahresende nicht mal ihre maximal zulässige Dosis aus und können nahtlos ins nächste Jahr überwechseln, während andere schon im Mai im roten Bereich sind, dann müssen sie noch Juli, August, September durchhalten, die heißen Monate, da stehen sie unter höchster Anspannung, denn von Einsatz zu Einsatz steigt die Müdigkeit und damit das Risiko, nicht effizient zu arbeiten oder nicht wachsam genug zu sein und damit genau die Dosis zu viel abzubekommen, durch die man bis zur nächsten Saison aus dem Spiel ist, das geringe Kapital an Millisievert sieht man dahinschmelzen wie Schnee in der Sonne, das wird zu einer Obsession, man denkt nur noch daran, beim Aufwachen, am Spind, bei der Arbeit lässt man das Dosimeter nicht aus den Augen, das geht soweit, dass man es der Verordnung übel nimmt, in der die zulässige Quote um die Hälfte herabgesetzt wurde, und dabei vergisst man, was es langfristig bedeutet. Neutronenfutter. Remfleisch. Man setzt in diesen drei Wochen, die der Block abgeschaltet ist, doppelt so viele Leute ein. Das Rem ist die alte

Einheit, aus dem alten System. Heute Sievert. Das ist das Kapital, über das jeder verfügt, zwanzig Millisievert, die maximal erlaubte Strahlendosis über einen Zeitraum von zwölf Monaten. Und wenn noch so viele an vorderster Front umfallen, die Reserve ist scheinbar unerschöpflich. Ich hatte meine Chance. Ich gehörte zu denen, die man weit hinter die Front bringt, Theoriekurs, dann zehn Tage Praxis in der schuleigenen Anlage, zehn, die auf acht Tage verkürzt wurden, wie zu Höchstzeiten der Offensive, wenn man die Unterweisung der Rekruten beschleunigt, um sie schnellstmöglich zur Verfügung zu haben, und was bringt es auch, noch mehr Zeit und Geld in die zu investieren, deren Karriere ja doch nur von kurzer Dauer sein wird?

2

»Setzen Sie sich.« Er wirkt sympathisch, ist um die fünfzig, nicht er hatte mich nach dem Störfall untersucht. Grauer, kurz gestutzter Bart, kahler Schädel. Seine Haut ist durch eine Tätigkeit an der frischen Luft offenbar ganzjährig der Sonne ausgesetzt, vielleicht Segeln, Pornic ist nicht weit oder Les Sables d'Olonne. Er hat meine Akte geöffnet und liest den Bericht, den sein Kollege gestern verfasst hat, ohne mich anzublicken, während ich ihm antworte. Die Personen wechseln.

Die Szenerie bleibt die gleiche, ein Untersuchungs-
zimmer, das am Ende des Ganges bereitsteht, Metall-
möbel, und an der Wand Strukturtapete, die man gelb
überstrichen hat, wie im Krankenhaus, damit es nicht
weiß ist, nackt, unpersönlich, es gibt drei Betriebsärzte
im Kraftwerk, die sich abwechseln, und keiner hinter-
lässt einen bleibenden Eindruck, man kommt mit
seinen Sachen und nimmt sie wieder mit, Angestellte
und Ärzte, wir sind alle vom gleichen Schlag, die Jacke
hängt man über die Stuhllehne, und die Tasche – wenn
man denn eine hat – stellt man auf den Boden, ans
Fenster, damit sie nicht stört.

Er sitzt da hemdsärmelig, einen Stift in der lin-
ken Hand, das Fenster zu seiner Rechten, vor ihm der
A4-Hefter aus Pappe mit der Patientenakte, auf der
mein Name mit schwarzem Filzler geschrieben steht. Es
lagen etwa zehn solcher Akten auf dem Schreibtisch
der Sekretärin, er hat die oberste vom Stapel genom-
men und sich versichert, dass Name und Vorname
stimmen, vor allem, wie der Name richtig ausgespro-
chen wird, bevor er mich hineinbat. »Setzen Sie sich.«
Das Zimmer ist kürzlich renoviert worden. Leute reden
hinter der Wand. Hin und wieder versteht man ein
Wort, mehr nicht, nicht genug, um zu wissen, worum
es in dem Gespräch geht, aber der Rhythmus, der
Klang, die Anzahl der Sprecher, ja – sobald persönli-
chere Fragen kommen, spricht man automatisch leiser.
Vorerst wird auf dieser Seite nichts gesagt, und das
Stimmengemurmel von der anderen Seite ist unsere
Geräuschkulisse. Er nimmt sich Zeit beim Lesen. Man

spürt, er lässt sich nicht aus dem Takt bringen, hat sein eigenes Tempo, das er in seinen Untersuchungen durchzieht, so vermute ich, egal, mit wem er es zu tun hat, vom ganz Schüchternen bis zum Supergestressten, von einem, für den Zeit keine Rolle spielt, bis zu dem, der keine Zeit hat und das auch deutlich zum Ausdruck bringt. Ein Tempo, das auch längere Pausen zulässt, die ausgefüllt werden vom geräuschvollen Tun der Männer und Frauen hinter der Wand, die in der Verwaltung arbeiten, vor allem Frauen, da trifft man sonst nicht viele in den Kraftwerken, Stimmen, das Klappern der Absätze, Telefonklingeln.

»Wie fühlen Sie sich heute?«

»Heute geht es schon wieder.« Der lässt sich nichts vormachen. Keiner lässt sich etwas vormachen, aber jeder spielt seine Rolle, nimmt seinen Platz ein und ist sich dessen bewusst. Mein Job ist, alles zu tun, um meine Arbeit zu behalten. Ob ich mich gut fühle? Ja. Gestern Abend habe ich die Wirkung vielleicht schon gespürt, hatte einen kleinen Durchhänger, aber jetzt geht es mir besser. Die Wahrheit ist, dass ich mich, als ich nach Hause kam, am liebsten sofort hingelegt hätte, es aber mit Rücksicht auf Jean-Yves nicht getan habe. Dazu muss man wissen, dass wir uns einen Wohnwagen teilen, er arbeitet nachts, ich in der Regel vormittags, so arrangieren wir uns.

Also tat ich es nicht. Um das Problem zu umschiffen, haben wir uns draußen unter dem Vordach gesetzt und ein Bier getrunken. Oder auch zwei Biere, aber mehr nicht. Als ich aufstehen wollte, traf es mich wie

ein Keulenschlag. Mein Kopf explodierte förmlich, keine Kraft mehr in den Beinen. Man kann es sich nur schwer eingestehen, der Körper steckt das weg, verdaut das bis zu einem gewissen Punkt. Habe ich die Grenze überschritten? Zwanzig Millisievert. Ich sollte ihn das fragen. Ich weiß, dass er sich um meine Gesundheit sorgt. Ich weiß vor allem, dass das auf meinem Tauglichkeitsnachweis – eine Untersuchung und ein Stempel alle sechs Monate – vielleicht keine große Sache ist, aber dass so Typen wie er, die das ein wenig ernster nehmen, schon beim geringsten Zweifel nicht zögern, dich aus dem Verkehr zu ziehen. Daraus kann man ihnen keinen Vorwurf machen, man kann es ihnen nicht mal übel nehmen, aber nur wenige Arbeiter gehen deshalb gleich so weit zu kooperieren. Also er, ich, jeder übernimmt seine Rolle. Das ändert nichts daran, dass er bei diesem kleinen Spielchen das letzte Wort hat. Er weiß, wer das Ruder in der Hand hat, auch wenn er jetzt nichts überstürzt; gleich werde ich mich ausziehen, und mit den Untersuchungsergebnissen, den Blutwerten und dem Ergebnis der Messung der Gammastrahlen, seiner Diagnose, wird er es tun können. Habe ich mein jährliches Plansoll gesprengt? Ich stelle ihm die Frage, die einzige, auf die es ankommt. Er antwortet ohne Umschweife. Zum jetzigen Zeitpunkt ist es schwer festzustellen, welche Dosis ich abbekommen habe. Er erklärt mir warum, was die Schwierigkeiten sind und dass ich mit dieser Ungewissheit einige Tage leben muss, bis man den Störfall rekonstruiert hat. Er sagt mir nicht, ich verstehe Ihre Sorge. Er hält

sich an die Fakten. Ich höre ihm zu. Ich höre, was er sagt, aber ich kann mir nicht alles merken. Zu meiner Linken ist dieses Fenster, das auf den Parkplatz rausgeht, mir wird bewusst, dass mein Blick immer wieder dorthin wandert, dass ich mechanisch registriere, wie viele Autos dort stehen, dass mich das die ganze Zeit beschäftigt. Und dann die Stimmen von der anderen Seite, sie überlagern die Gedanken, womöglich spricht das dafür, dass mein Geist weniger wach ist und meine Reaktionszeiten anormal lang sind.

Er hat aufgehört zu reden, wirft mir einen fragenden Blick zu, so als erwarte er, dass ich auf seine Frage antworte. Er hat mir keine Frage gestellt, aber er tut so, als ob. Er beobachtet diese gewisse Unentschlossenheit bei mir, er bewegt sich nicht, er sieht mich an, und da spürt man leider, dass er den ganzen Nachmittag Zeit hat, und dass die Stille andauern kann, also ist es an mir, irgendetwas zu sagen, egal was, was mir gerade durch den Kopf geht, aber es kommt nichts. Und je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger kommt, ein schwarzes Loch. Zwischen den leeren Wänden und der Kälte der Metallmöbel.

»Erzählen Sie mir von Ihrer Arbeit.« Er hat seinen Stuhl zurückgezogen. Er dreht den Bildschirm zu mir im Gegenlicht, er geht auf den Ordner Externe, gibt ein Passwort und meine Kennnummer ein. Wo soll ich anfangen? Ob ich das gerne mache oder nicht, und wie ich da gelandet bin? In solchen Fällen denkt man nach, sucht nach einer passenden Antwort. Mein Einsatz beginnt mit der Öffnung der Dampferzeuger. Für

das Öffnen muss man nicht die komplette Schutzkleidung tragen. Die Kontamination ist innen. Ich erkläre, dass wir zu dritt oder zu viert arbeiten. Man löst sich ab beim Setzen der Abdeckplatten, die dafür sorgen, dass der Primärkreislauf abgedichtet ist, damit, wenn die Kollegen das Becken füllen, um die abgebrannten Brennstäbe durch neue zu ersetzen, die Mannschaft, die die Röhren des Dampferzeugers kontrolliert, im Trockenen ist und eingreifen kann. Sind die Arbeiten abgeschlossen, entleeren sie das Becken. Die Platten werden abgenommen, bevor die Kreisläufe wieder endgültig mit Wasser gefüllt werden. Viele mögen diese Arbeit nicht. Sie machen das ein, zwei Mal, und man sieht sie nicht wieder. Wegen des Primärkreislaufs. Sie sagen, es ist zu gefährlich. Es ist tatsächlich gefährlich, aber man muss es eben gut machen, und wenn man einen solchen Auftrag annimmt, kann man auch das als Aufgabe begreifen. Hast du die Schwelle einer Agentur überschritten, hast du schon so gut wie unterschrieben. Die Zeitarbeitsfirmen schießen um die Kraftwerke herum wie Pilze aus dem Boden, nachdem man sich monatelang abgemüht hat, fällt man darauf rein, weil es so einfach ist: Du trittst ein und hast schon unterschrieben.

Mein Lebenslauf auf dem Bildschirm, der Weg, den ich die letzten zehn Monate zurückgelegt habe, von einem Kraftwerk zum nächsten, Gesundheitszeugnisse, Röntgenaufnahmen, der Störfall von gestern, mit einer Hand auf der Tastatur lässt er eine Seite nach der anderen herunterrollen. Die Untersuchungsliste ist hin-

ten im Zimmer hinter einer halbhohen Trennwand. Während ich mich ausziehe, erklärt er mir, dass ich morgen und übermorgen zur Nachsorge wiederkommen muss. Und Freitag rekonstruieren wir den Störfall an einem Simulator. Wir würden uns vorher noch sehen. Einverstanden. Wie sind Ihre Pläne? Ich sage ihm, im April Blayais und im Mai Tricastin.

3

Das Wasser der Loire fließt in seinen Adern. Drei Kreisläufe. Primärer Kreislauf und Sekundärer Kreislauf geschlossen. Kühlkreislauf offen. Hier die Loire, anderswo die Seine oder die Rhône, bis hin zum Ärmelkanal, so viele anonyme Wasserentnahmen, in den Wartungsberichten als »kalte Quellen« bezeichnet. Die Loire, vorzugsweise in ihrem Bett und frostfrei.

Ein einziger der drei Kreisläufe ist offen, durch ihn wird Wasser entnommen und durch den Ablaufkanal wieder an die Umwelt abgegeben oder das Wasser wird zu fünfundneunzig Prozent wiederaufbereitet, das dem Zulaufkanal entnommen wurde, der Rest entweicht als Dampf in den Himmel, eine weiße Dampfwolke über den Anlagen, die man schon von weitem sehen kann, die sie zu einem Teil der Landschaft werden lässt, lange bevor man sie erreicht hat, das Markenzeichen der Kernenergie. Weiß auf blauem Grund, hier der

Himmel der Touraine, anderswo ist es der über dem Orléanais oder dem Département Cher, flussabwärts oder flussaufwärts, Chinon, Saint-Laurent, Dampierre, Belleville. Insgesamt zwölf Reaktoren entnehmen der Loire Wasser, eine amerikanische Technologie, die so genannte »Druckwassertechnologie«, betrieben mit Lizenz der Firma Westinghouse.

Dreihundertzehn Grad, das ist die Temperatur des Wassers im Primärkreislauf. Nicht in gasförmigem, sondern in flüssigem Aggregatzustand. Wasser, das zirkuliert. Nur in tausendfünfhundert Metern Tiefe auf dem Grund des Ozeans bei den hydrothermalen Quellen findet man so extreme Druckverhältnisse, die möglich machen, was an der Oberfläche nicht möglich war, den Siedepunkt des Wassers zu erhöhen; dort unten in der Tiefsee, ohne einen Lichtstrahl, gibt es Leben, das hält man unter solchen Druck- und Temperaturbedingungen für unmöglich, und das weckt natürlich beträchtliche Hoffnungen, es auch anderswo zu finden. Dreihundertzehn Grad. Ein System, in dem Wasser unter Druck gehalten und durch Uran 235 erhitzt wird. Kein einziger Keim. Nichts, reines Wasser. Es badet das Herz des Reaktors, absorbiert seine Energie und mäßigt seine Reaktionen. Die Flüssigkeit des Primärkreislaufs. Er vollkommen dicht, sie radioaktiv.

Von außen gesehen nichts Beunruhigendes. Die Dampfwolken steigen über den Kühltürmen auf, und die sich über fünfhundert Hektar ausdehnende Anlage ist ein friedlicher Ort. Beeindruckend, aber friedlich. Unter Kontrolle. Ausgehend von diesem ersten Ein-

druck denkt man, auch drinnen müsste Stille herrschen, am Ort der Arbeit, Stammpersonal, Sicherheit und eine ununterbrochene Produktion, die seit ihren Anfängen nach den immer gleichen Gesetzen abläuft. Drei Beschäftigte in sechs Monaten. Und alle fragen sich, ob hinter der trügerischen Ruhe das System nicht langsam außer Kontrolle gerät, und ob Männer, von denen man vermutete, dass sie die Maschine steuern, künstlich unter Druck gehalten werden, bis sie irgendwann selber Risse bekommen, wie lange kann das so gehen, wann ist der Punkt erreicht, an dem es bricht? Über die Kohäsionskräfte des Atomkerns weiß man nicht besonders viel, aber man testet sie, man erkennt ihre eigentliche Größe erst während des Bombardements der Atome im Herz des Reaktors, das exakte Maß der Bindungsenergie, wenn der Kern sich spaltet, ein Riss hat sich aufgetan, ein Tabu ist gefallen, durch die Handlung eines Einzelnen, und das führt zu einer Kettenreaktion.

4

Der Tag bricht an über dem Kraftwerk von Belleville-sur-Loire im Departement Cher. Ein als privat getarnter Transporter bremst kurz vor der Anlage ab, parkt dann am Rand der Landstraße D82. Drin sitzen zwölf Menschen, acht Nationalitäten sind vertreten, auch

Frauen sind dabei, Männer und Frauen tragen gleichermaßen rote Overalls und weiße Helme, Seile, Gurtzeug, Karabinerhaken, Beutel aus schwarzem Stoff am Gürtel auf dem Rücken. Sie sind gut ausgerüstet, durchtrainiert. Ziel ist einer der Kühltürme. Vom Himmel aus betrachtet sind das zwei weiße Ringe, die man auf die Erde zwischen Straße und Fluss gesetzt hat – in den Winkel, den Straße und linkes Flussufer bilden. In Wirklichkeit sind es zwei riesige zylindrische Gehäuse, deren Durchmesser an ihrer Basis einhundertundfünfzig Meter beträgt, die Taille leicht eingeschnürt, jeder ruht auf einem Kranz von Stahlbetonpfeilern, die Außenluft dringt zwischen den Pfeilern ins Innere der Türme ein und steigt durch natürliche Konvektion hoch, wenn es absolut windstill ist – das ist heute der Fall – steigt die Dampfwolke der heißen Luft vertikal in die Atmosphäre auf. Es ist windstill und trocken, das sind ideale Bedingungen, um die Operation zu starten. Durch die Seitentür des Transporters ziehen Mitglieder des Kommandos zwei ausziehbare Stehleitern, ausgefahren acht Meter hoch. An dieser Stelle ist der Zaun, der das Gelände umgibt, nicht elektrifiziert. Wir befinden uns in dem nicht-nuklearen Teil der Anlage, die den Wasserarbeiten vorbehalten ist. Der Zutritt zur Anlage erfolgt schnell, man stößt auf keinerlei Widerstand, es ist Morgen, ein blauer Frühlingshimmel, die Kamera über der Schulter, als Hintergrundgeräusch das Rauschen der Luftkühlung, der Gesang der auf dem Lande erwachenden Vögel, die sich durch nichts stören lassen, und das Klicken der

Karabiner im Laufschrift, die Leiter unterm Arm, sie laufen ohne Deckung und leise, nachdem sie den Zaun überwunden haben, drei Männer pro Leiter, die man transportiert, ohne sie zusammenzuschieben, um Zeit zu sparen.

Am Fuß des Turms – desjenigen der beiden, der am schnellsten zu erreichen ist – stellen sie sich auf. Das Geräusch der Luftkühlung übertönt ihre Stimmen, und der Anführer der Operation, der etwas weiter hinten steht, muss schreien, um sich Gehör zu verschaffen. Alle gucken nach oben. Hundertfünfundsechzig Meter. Eine absolut glatte Wand aus Stahlbeton, nach unten hin ausgestellt. Am Gipfel der Wehrgang. Man erreicht ihn über eine gesicherte Außentreppe, die sich an die zweifache Krümmung der Mauer schmiegt. Wie viel hundert Sprossen muss man hochsteigen? Und je höher man steigt, so hat man das Gefühl, desto mehr nimmt der Lärm ab – auf halber Höhe kann man sich wieder verstehen. Und dann ist man oben, ganz allein. Ein Dach der Welt. Es überragt die Landschaft und die Anlage. Und die Loire, die wie eine Arterie zu den ersten Ausläufern des Massif Central hinfließt. Das Herz treffen, und damit einen prägenden Eindruck hinterlassen, es geht um das Symbol, den symbolischen Wert, den Belleville hat, durch die zentrale Lage, die es auf der Karte mit Frankreichs Nuklearanlagen einnimmt.

Indem man auf dem Wehrgang seine Wachrunde schiebt, nimmt man den Ort in Besitz. Der Gang ist schmal. Man läuft auf der Kante der Mauer, auf bei-

den Seiten das Nichts, das äußere Nichts und das innere Nichts des Turms, das durch die Strömungen des Wärmeaustauschs aufgewühlt wird. Am Grunde des Schachts, wie am Grunde eines Brunnens, unter der Wasserdampfsäule, die Kanalisation des Kühlkreislaufs, Pumpen, Wehre, Ventile, Sammelbecken. Im Fall eines Bruchs, durch einen Unfall verursacht oder nicht, ergießen sich hunderte Kubikmeter Wasser in die unterirdischen Stollen, bis zur fünfundsiebzig Meter langen Antriebsachse der Turbogeneratorengruppe, das ist schon vorgekommen, dass ein Maschinenraum innerhalb weniger Minuten vollkommen unter Wasser gesetzt wurde, mindestens 20.000 Volt kommen aus dem Generator, und Beschäftigte waten da durch, sitzen in der Falle, und ihr Wohl und Wehe hängt allein davon ab, ob die Mechanismen der Notabschaltung zuverlässig funktionieren.

Auf der Spitze des Turms ergreift ein Mann das Wort, ein anderer filmt ihn. Er ist in die Hocke gegangen, den Rücken gegen das Metallgeländer gelehnt. Rechts von ihm beugt sich ein Mitglied der Gruppe über die Leere, kontrolliert die Qualität der Verankerungspunkte und die Befestigung der Seile, verschwindet dann, während andere, die ebenfalls ins Sichtfeld der Kamera geraten, die Brüstung übersteigen. Alle tragen über ihrem roten Overall einen professionellen Komplettgurt zur Absturzsicherung, der das Gewicht auf der Höhe der Schenkel und der Schultern abfängt, damit man, während man in der Luft hängt, die Hände frei hat zum Arbeiten. Der Mann formuliert, mit

dem Rücken zur Landschaft, in Hockstellung mangels Platz nach hinten, einige Worte, um ihre Anwesenheit dort zu erklären, ohne sich die Mühe zu machen, Argumente anzuführen oder sich zu rechtfertigen, da er von der Sache absolut überzeugt ist; das Hintergrundgeräusch verstärkt sich im Laufe des Interviews mehr und mehr, bis zur letzten Großaufnahme des marieblauen Rumpfs eines Helikopters der Gendarmerie, der in der Luft steht.

Im Fernsehen konnte man an diesem 27. März 2007 sehen: Sechs Männer seilen sich ganz gleichmäßig und in einer perfekten Choreografie vom Kühlturm von Belleville-sur-Loire ab, bevor sie sich auf halber Höhe sichern, um in schwarzen Buchstaben das Wort GEFAHR daran zu malen, davor das Kürzel EPR*. Jeder Buchstabe ist von Weitem gut zu sehen, mehr als doppelt so groß wie ein Mensch, ungefähr vier Meter hoch. In dem Moment ist Alarm ausgelöst worden. Drei Helikopter in Tarnfarben parken schon am Fuß des Turms, wie Miniatur-Spielzeuge, während die Ordnungskräfte eine Sperrzone einrichten und sie umstellen, mit insgesamt sechzig Beamten, darunter Mitglieder der speziellen Eingreiftruppen, zu denen am frühen Nachmittag noch ein Kommando der Gebirgsjäger stößt. Das Bild von sechs Männern, die an einem Seil hängen, über ihrem Kopf die Piktogramme, die im Wind wehen, schwarze Propeller mit drei Blättern auf gelbem Grund. Die Militärs am Boden haben Position

* EPR, European Power Reactor, ein von dem französischen Kernkraftunternehmen Areva entwickelter Druckwasserreakortyp

bezogen, lassen sie aber gewähren, sie bekamen Anweisung, es nicht unnötigerweise zu einer Kraftprobe kommen zu lassen. Unter anderen Umständen, vermute ich, hätte mir das gefallen, eine solche Mobilisierung zur besten Sendezeit, für eine spektakulär angelegte Aktion, direkt vor der Nase der Beamten, die in geschlossenen Reihen dastehen, nach oben gucken oder verlegen auf die Fragen der Journalisten antworten. Unter anderen Umständen wären sie mir sicher sympathisch gewesen für das, was sie sind, für ihr Engagement und die Frechheit einer solchen Aktion. Aber heute, das gebe ich zu, geht das nicht, weil ich gestern meine Dosis abbekommen habe, fällt es mir schwer, mich solidarisch zu fühlen.

Das Bewusstsein wecken, die Öffentlichkeit aufrütteln. Bei denen, von denen man verlangt, alles immer schneller und zu möglichst geringen Kosten zu erledigen, die ihren Job tun und ihre Dosis wegstecken, ist das Bewusstsein schon geweckt: Die Halbierung der Revisionsdauer in den letzten fünfzehn Jahren, die Kette der Subunternehmen, die Beschäftigten der EDF, die man immer mehr aus dem operativen Geschäft herausdrängt, die den Boden unter den Füßen verlieren, und dieser psychische Druck, der beispiellos ist in der Industrie. Ja, man ist sich der Gefährlichkeit der Atomkraft bewusst. Hinter den Mauern. Ein Schnellkochtopf. Während sie darauf warten, da rauszukommen, füttern neunzehn Kraftwerke das Netz, damit jeder grenzenlos konsumieren kann, ohne darüber nachdenken zu müssen, mit der größten Selbstverständ-

lichkeit. Solidarisch, wir in den Anlagen mit denen, die dort eindringen und so ein Spektakel veranstalten? Gehören die zu uns? Sie seilen sich wie vorgesehen in aller Ruhe ab, für die Direktübertragung in den 20-Uhr-Nachrichten, eskortiert von Gebirgsjägern, nachdem sie ihr Spruchband mit den Farben ihrer Gruppierung entrollt haben – das gleiche Spruchband, das sie für den Zaun des Kraftwerks vorgesehen haben, wenn sich in einem Monat die Katastrophe von Tschernobyl jährt, wie jedes Jahr am 26. April.

5

Nach dem Störfall hat man sich um mich gekümmert. Dafür gibt es Interventionskräfte, ein Verfahren, das einzuhalten ist, eine Methode. Ich bin der Fall, anhand dessen man die ganze Prozedur abspulen kann, und wie man weiß, ist jeder Fall einzigartig, und man muss seine Vorgehensweise früher oder später entsprechend anpassen. Auf dem speziellen Gebiet der Notfallmaßnahmen hat kein Techniker, kein Ingenieur, nicht mal der kreativste, schon jede Herausforderung gemeistert, die eben darin besteht, aus einer Situation alle sicherheitsrelevanten Konsequenzen zu ziehen, man muss mit dem Schlimmsten rechnen, um den Schaden zu begrenzen, das denkbar Schlimmste ist in diesem Fall aber keine feste Größe, die einfach zu bestimmen wäre,

ganz im Gegenteil, das Schlimmste lässt sich immer noch steigern, und die Realität eines Störfalls erteilt uns in all seiner Komplexität immer auch eine Lektion in Demut.

Das nukleare Risiko auf die Reaktorummantelung zu beschränken, das wäre natürlich der Idealfall, das strebt man an, um sich dann in der Praxis auf Statistiken zu verlassen über die Wahrscheinlichkeit, dass etwas eintritt oder nicht, Unsicherheitsfaktoren, Toleranzschwellen etc., und – so ist zu vermuten – auf diese Weise bringt man Stunde um Stunde damit zu, eine Übersicht bekannter, registrierter oder vorhersehbarer Fälle zu erstellen, eine Übersicht, die laufend durch neue Erkenntnisse ergänzt wird, der Rest ist unwägbar, weiße Flecken, die man sich nicht einmal mehr vorstellt. Passiert ein Störfall, wird er als ernst oder weniger ernst eingestuft auf der INES-Skala, mit der nukleare Ereignisse auf einer Skala von eins bis sieben bewertet werden; er kann ernst für die Allgemeinheit sein oder nur für einen oder zwei Arbeiter, das geht ebenfalls in die Statistik ein, das Wohl der Mehrheit und die zu vernachlässigende Minderheit.

Das heißt, ab dem Moment, wo der Alarm ausgelöst wurde, hatte ich nichts anderes zu tun, als die anderen um mich herum gewähren zu lassen, die dort in normaler Ausübung ihrer Tätigkeit und Funktion agierten, sie haben dafür zu sorgen, dass ich den Ablauf nicht behindere, die Instruktionen befolge, auf die Fragen antworte, die man mir stellt. Das Verlassen des Reaktorgebäudes unter medizinischer Aufsicht, das

Dosimeter, das ich abgeben muss, weil andere in meiner Situation früher schon mal versucht waren, es verschwinden zu lassen, erste Kontrollschleuse, Messung der Radioaktivität im Schutzanzug, zweite Kontrollschleuse, Messung der Radioaktivität ohne Schutzanzug, Dusche – die äußerliche Kontamination lässt sich durch Duschen und Abbürsten entfernen –, Zivilkleidung, Transfer in die Krankenstation, Untersuchungen, Fragen zur Gesundheit, Gespräch. Zwischen zwei Behandlungen werde ich aufgefordert, auf einer Bank im Flur zu warten. Wenn man da so sitzt, könnte man meinen, alles wäre wie immer, medizinische Kontrollen bei Betreten und Verlassen sind obligatorisch, aber die Minuten vergehen, die Gesichter ändern sich, und man wartet immer noch. Eine gewisse körperliche Mattigkeit macht sich breit, die ich noch nicht klar einordnen kann, die aber ihrem Crescendo zustrebt, und die sicherlich eine Erklärung dafür ist, dass ich das Gefühl habe, das alles nur aus der Ferne wahrzunehmen, nicht, dass ich schlafwandle oder träume, aber ich verliere das Interesse, empfinde eine gewisse Gleichgültigkeit angesichts dessen, was in den nächsten Stunden passieren könnte – und erst recht in den kommenden Monaten oder Jahren –, das Gefühl, mir aus gebührender Distanz anzuschauen, mit welchem Tatendrang das Gesundheitspersonal zu Werke geht, das wie bei einer Übung in Echtzeit mobilisiert wurde, und dass es dieser Körper sein soll, meiner, der im Zentrum dieser Maßnahmen steht, wundert mich ein wenig. Der ganze Aufwand, der ganze Professio-

nalismus, und warum das alles? Wegen einer Kleinigkeit, weil das gut geölte Räderwerk aufgehoben wurde durch ein kleines Metallteil, das ich dummerweise aufhob, und das die Ursache des Ganzen ist, das Sandkorn im Getriebe – als ob man sich im Nachhinein nicht selbst genug Vorwürfe machen würde, es aufgehoben zu haben, da muss man nicht noch einen draufsetzen, aber dieser Vorwurf liegt in der Luft.

Man nahm sich meiner an, sie kümmerten sich um mich, und als sich herausstellte, dass sie an einem Punkt nicht weiterkamen, und zwar aufgrund der Tatsache, dass es unmöglich war, die Radioaktivität des fraglichen Gegenstands an Ort und Stelle zu messen und einzuschätzen, welche Strahlendosis ich bekommen habe, und nach den Routineuntersuchungen, die im Großen und Ganzen ein beruhigendes Ergebnis hatten, so vermute ich, haben sie mich nach Hause geschickt und mir aufgetragen, am nächsten Morgen wieder zu erscheinen, zu weiteren Untersuchungen und einer erneuten Messung. Zwei Stunden später lag ich da, ganz steif. In der Zwischenzeit hatte ich mit Kollegen gegessen, war zum Campingplatz zurückgekehrt und hatte auf Jean-Yves gewartet. Wir haben zusammen zwei Bier getrunken, und dann hat es mich erwischt.

Das Menü kostete sechs Euro. Hauptgericht, Dessert, Kaffee, ein Viertel Roten. Als ich in meiner Jacke nach meinem Portemonnaie greifen wollte, gehorchten mir meine Beine nicht. Die Verbindung war nicht plötzlich gekappt, die Mechanik reagierte noch, aber

nicht so wie gewohnt, so als hätte die Hydraulik zu wenig Flüssigkeit, was dazu führte, dass ich eine beträchtliche Energie aufwenden musste, um mich von der Bank loszureißen. Ich stand auf, unter den Blicken meiner Kollegen, um mich herum ein Summen. Geht's? Ja, es geht. Ich wollte es lieber kurz machen, und um es kurz zu machen, gleich zum Wesentlichen kommen, den Schein auf den Tisch, die Jacke überziehen und dann auf die Automatismen vertrauen, den Parkplatz, das Auto, die Vorfahrt beim Rausfahren, die Brücke überqueren, zweihundert Meter nach der Brücke links abbiegen zum Campingplatz.

Ich zog meine Schuhe aus, und setzte mich an den Esstisch. Ich hatte immer noch meine Jacke an. Ich hätte mich gern hingelegt. Ich sah mich um, alles war sauber, aufgeräumt, die Fenster standen offen, man sah, dass Jean-Yves hier gewirkt hatte, der über die Gabe verfügt, innerhalb weniger Minuten jedem Ort, ob zum Wohnen oder Arbeiten, eine gewisse Ordnung zu verpassen. Das tat mir gut. Anfangs ließ ich mir nur widerstrebend gefallen, was er alles für mich tat – ich hätte lieber ein eigenes Zimmer bei einer Privatperson oder in einem Hotel gefunden für die drei Wochen, die der Einsatz dauerte –, aber das änderte sich mit der Zeit. Die Kissen im Rücken lagen auf den Millimeter genau. Der abziehbare Stoff der Bank, ein Schottenkaro in Orange und Braun, war glatt gespannt. Bei Secondhand-Sachen hat man nicht so die Auswahl. Aber das ist nicht schlimm, denn was die Hersteller in ihren Katalogen anbieten, ist eine einzige Katastrophe.